

KISSING THE NIGHT

Annie Waye
c/o JCG Media
Freiherr-von-Twickel-Str. 11
48329 Havixbeck

© 2024 Annie Waye
Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Makita Hirt
Buchsatz: Kaja Raff

Content Notes (für die gesamte Reihe): Blut, Mord, Suizid, Verlust, körperliche und mentale Gewalt, Selbstverstümmelung

Druck: Opolgraf S.A., Polska

ISBN: 978-3-9110-6805-5

ANNIE WAYE

KISSING
THE
NIGHT



1. DIE BRUDERSCHAFT

Er würde nicht kommen.

Es war der zwölfte September, kurz nach sechzehn Uhr. Ich hatte den ganzen Tag damit verbracht, in meiner Wohnung auf und ab zu laufen. Dabei starrte ich abwechselnd auf mein Handy, das einfach keinen Ton von sich gab, und aus dem Küchenfenster, geradewegs hinein ins neblige Portland, auf der Suche nach den Lichtern eines Autos, das in meine Straße einbog. Sobald ich das Geräusch eines Motors hörte, sprang ich auf, ließ alles stehen und liegen und stürzte zum Fenster – nur um festzustellen, dass es nicht das Taxi war, das Andrew heute hierherbringen sollte.

Ich hatte meinen Bruder seit einem halben Jahr nicht gesehen. In den letzten drei Jahren war er von einer Pflegefamilie zur nächsten geschoben worden. Sie hatten ihn als *schwierig* befunden, dabei hatten sie ihn nur nicht verstanden. Ich war die Einzige, die ihn verstand. Und doch waren seine letzten Pflegeeltern strikt dagegen gewesen, dass wir Kontakt hatten. Als wäre ich irgendwie gefährlich für ihn. Dabei war es allein unsere Mutter gewesen, die bei jeder Gelegenheit die Hand oder die Flasche gegen uns erhoben hatte. Alles, was ich je gewollt hatte, war, meinen kleinen Bruder beschützen.

Mein Handy fest umklammert, trat ich abermals ans Küchenfenster. Ich war von meinem alten Zimmer auf dem Campus in dieses abgelegene Wohnheim gezogen, in

dem Andrew und ich Platz hätten. Seit dem ersten Semester hatte ich auf diesen Umzug hingespurt und war einfach nur froh, dass er glatt über die Bühne gegangen war – auch wenn ich ab sofort jeden Penny zweimal umdrehen müsste.

Ich hatte Andrew ein Zimmer eingerichtet und mit unzähligen Fotos aus unserer Kindheit – dem *glücklichen* Teil unserer Kindheit – dekoriert. Es war alles für ihn vorbereitet. Er könnte sich hier sofort wie zu Hause fühlen. Alles, was er dafür tun musste, war es, herzukommen.

Eine kleine Uhr in meinem Hinterkopf begann unaufhörlich zu ticken. Meine Hand, die mein Handy hielt, bebte.

Tick tack. Tick tack.

Ich hielt es nicht mehr aus, riss mich vom Fenster los und wickelte mich in meine knallgelbe Herbstjacke. Den Schlüssel fischte ich im letzten Moment von der Ablage neben der Tür, ehe ich die Wohnung im vierten Stock verließ und die Treppe ins Erdgeschoss hinabstieg. Unten angekommen, schob ich die schwere Tür nach draußen auf und ließ mich von der kalten Luft der Nacht umgeben, die sich bereits jetzt als dunkler Streifen am Horizont ankündigte.

Der goldene Herbst hatte Portland zumindest für heute verlassen. Das Licht verschwand mehr und mehr unter einer dicken Wolkendecke. So lange, bis die Sonne nicht einmal mehr als vage Scheibe hinter dem Vorhang aus Grau zu erkennen war. Dieses ganze Viertel bestand aus Studentenwohnheimen und war normalerweise Tag und Nacht belebt. Doch dieser Herbst war kälter und unbarmherziger als die Jahre zuvor. Obwohl es noch nicht spät war, war auf der

Straße kaum jemand zu sehen. Der beißende Wind und die Kälte waren meine einzigen Zeugen.

Ich war nervös. Angespannt. Wurde gelenkt von der Traurigkeit, die mich begleitete, seit wir unseren Vater verloren hatten. Inmitten all der Dunkelheit, der ich mich seit meiner Kindheit hatte stellen müssen, war dieser Tag über Jahre hinweg das Licht am Ende des Tunnels gewesen, auf das ich so sehr hingearbeitet hatte.

Aber so, wie es aussah, würde er nicht kommen.

Meine Augen begannen zu brennen, weshalb ich schnell die Lider senkte. Ich durfte nicht weinen. Ich hatte seit so vielen Jahren keine einzige Träne mehr vergossen – weil es nicht fair meinem Dad gegenüber wäre, jemals wieder wegen etwas zu weinen, das nicht annähernd so schlimm war wie sein Verlust.

Mein Herz pochte dumpf in meiner Brust, und mir rauschte das Blut so laut in den Ohren, dass ich den Motor erst hörte, als das Auto bereits in die Straße einbog. Erschrocken riss ich den Blick hoch – und das Taxi hielt auf der anderen Straßenseite.

Die Zeit stand still. Ich war nicht in der Lage, auch nur einen Schritt in Richtung des Autos zu machen. Stattdessen schien ich mit dem Boden zu verwachsen. Mit jeder quälend langsamen Sekunde, die verstrich, ein kleines bisschen mehr.

War er es?

Andrew und ich hatten so vieles hinter uns. Ich hatte so oft gezweifelt, hätte mehr als einmal beinahe aufgegeben – und mich dann doch immer wieder am Riemen gerissen. Das alles nur für den einen Moment, in dem mein kleiner Bruder aus dem Taxi stieg.

Andrew trug nur eine große Sporttasche bei sich und verabschiedete sich kurz von dem Fahrer, ehe er die Tür zuschlug. Für



einen Moment brummte der Motor umso lauter, dann löste sich das Taxi von seiner Seite und brauste davon. Zurück blieben nur er und ich, lediglich getrennt durch eine einzige breite Straße.

Auf einmal war die Kälte des Abends nicht mehr annähernd so schlimm wie vorher.

Genau wie ich hatte Andrew dunklere Haut und kurze, braune Haare. Während mir meine bis zum Kinn reichten, hatte er sie sich raspelkurz geschnitten, aber wahrscheinlich würde es keine drei Wochen dauern, bis sie wieder herausgewachsen wären. Er war ein kleines bisschen größer als ich, mit einer runden Nase und ein paar Sommersprossen, die das ganze Jahr über in seinem Gesicht zu sehen waren. Seine Augen waren von einem hellen Braun, in dem nichts als Wärme lag, und als er mich anlächelte, bildeten sich dieselben kleinen Grübchen auf seinen Wangen, wie sie es immer im Gesicht unseres Vaters getan hatten. »Ivy.«

Er war es wirklich.

Ich schlug mir eine Hand vor den Mund, als meine Emotionen überkochten. »Oh mein Gott«, hauchte ich. Er war es. Er war hier. Und obwohl ich auf nichts anderes gehofft hatte, konnte ich es nicht glauben. »Andrew.« Wie von selbst setzten sich meine Beine in Bewegung. Ohne nach links und rechts zu sehen, stolperte ich über die Straße und traf Andrew in ihrer Mitte. Ich schlang meine Arme um seinen Hals, und er riss mich einfach von den Füßen. Mit der Sporttasche auf seiner Schulter wirbelte er mich einmal um die eigene Achse, ehe er mich absetzte und verzweifelt an sich drückte.

Ein Schluchzen entwich meiner Kehle, und ich verbarg mein Gesicht an seiner Schulter. Er war so groß geworden. Wann war er so groß geworden?

»Ich hab so lange darauf gewartet«, flüsterte er.

Brennende Tränen schoben sich in meine Augen, genau wie an dem Tag, an dem wir unseren Vater gefunden hatten. »Und ich erst.«

Andrew brauchte mich und ich brauchte ihn. Schließlich gab es nur noch uns beide – wir gegen den Rest der Welt.



»Meine Güte«, murmelte Gemma, den Blick auf unsere Kommilitonen gerichtet, die einzeln oder in kleinen Grüppchen an uns vorbeitrotteten. »Die sehen motiviert genug aus, um eine Arschbombe in einen Fleischwolf zu machen.«

Und das, obwohl der Coffeeshop noch der schönste Ort auf dem Campus war. Wegen seiner günstigen Preise war er auch immer brechend voll – zu Stoßzeiten konnte die Schlange schon mal bis nach draußen reichen.

Das Design der Bar war einem italienischen Stil nachempfunden – zumindest glaubte ich das, die nie im Leben auch nur Portland verlassen hatte. Als ich einatmete, stieg mir ein aromatischer Geruch in die Nase, der zum Verweilen einlud. Mehrere Baristas mit grünen Uniformen wuselten hinter der Theke herum, um Bestellungen aufzunehmen, zuzubereiten, über den Tresen zu reichen oder abzukassieren. Die Glücklichen, die einen Kaffee abbekommen und genug Zeit mitgebracht hatten, dass sie ihn nicht *to go* trinken mussten, saßen auf bunt zusammengewürfelten Stühlen um winzig kleine Kaffeetische herum. Der ganze Raum war von Stimmengewirr erfüllt. Über Freshmen bis hin zu Senior-Year-Studenten war alles vertreten. Wo man sich in den Vorlesungen nur kaum und höchstens in den

Uni-Clubs regelmäßig begegnete, war der Coffeeshop ein Ort für alle. Auch wenn an Tagen wie heute nicht kollektive Heiterkeit, sondern Begräbnisstimmung herrschte.

»Der erste Tag des neuen Semesters«, seufzte ich, während wir uns einen langsamen Schritt vorwärts in Richtung der holzbraunen Kaffeetheke schoben. »Und nichts als lange Gesichter.«

»Was glaubst du denn?« Gemma steckte sich ihre mittellangen blonden Haare hinter die Ohren. Unter ihrer dunklen Jacke blitzte nur zu deutlich eine Cartoon-Katze hindurch, die mit ihrer Tatze eine obszöne Geste machte. Ich hatte bis vor Kurzem mit ihr in einer kleinen Campus-WG zusammengewohnt und wusste, dass ihr ganzer Kleiderschrank voll von so etwas war. »Nach diesem katastrophalen letzten Semester ist das ja wohl kein Wunder.«

Da hatte sie so was von recht. Das Leben in Portland war sowieso immer grau und trist, aber das Frühlingsemester war ein absoluter Tiefpunkt gewesen – man musste sich nur mein gähnend leeres Fotoalbum ansehen, um das zu verstehen. Es gab *immer* etwas, das sich für die Ewigkeit einzufangen lohnte. Doch gerade eben befand ich mich in einer nicht enden wollenden Durststrecke. Es gab kaum gute Fotogelegenheiten mehr. Unsere Sport-Teams hatten all ihre Heimspiele am laufenden Band verloren, der Frühlingsball war wegen eines Stromausfalls ins Wasser gefallen und dann war der Campus durch einen Orkan ordentlich demoliert worden, weshalb der Präsenzunterricht für mehrere Wochen ausgefallen war.

Ich war mir allerdings nicht sicher, ob Gemma davon sprach oder eher von der Tatsache, dass sie sich bei den

Cheerleadern beworben hatte und mit der Begründung abgeblitzt war, dass sie mit ihren zweiundzwanzig Jahren nicht mehr *frisch genug* wäre.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. Sie hatte die Semesterferien über keine Bräune abbekommen und wirkte blasser denn je. »Aber immerhin bedeutet das, dass dieses Semester nur besser werden kann, nicht wahr?«

Das hoffte ich – wirklich. In meiner Freizeit lud ich meine schönsten Fotos bei Instagram hoch – mit mal mehr, mal weniger Resonanz. Doch in den letzten Wochen war mir jede Lust aufs Posten vergangen. Auf den Bildern sah ich trübe, matte Gesichter, grauen Regen, schwache Lichter, die in der dunklen Nacht brannten, menschenleere Straßen und reißende Gewässer. Die Fotos waren an sich wunderschön – aber sie transportierten eine Hoffnungslosigkeit, die ich nicht spüren wollte. Ich hoffte, dass sich bald wieder Licht in meine Bilder mischen würde.

Auch heute hatte ich meine Kamera dabei – sie hing locker an einem Gurt um meinen Hals – aber bisher hatte ich bis auf ein paar Schnappschüsse des Coffeeshops keine interessanten Motive vor die Linse bekommen. Und meine Freunde waren es inzwischen auch leid, ständig von mir geknipst zu werden.

»Hey, alles in Ordnung?«, fragte Gemma plötzlich, und ich versteifte mich. Hatte ich gerade so dumm aus der Wäsche geschaut?

Ich hatte schon ein *Na klar* auf den Lippen, als mir auffiel, dass sie überhaupt nicht mich gemeint hatte.

Mary, die bei uns in der Schlange stand, hatte den ganzen Morgen über kaum ein Wort gesagt. Noch weniger als sonst.

Ihr langes Haar fiel wie ein schwarzer Fluss über ihre Schultern, und obwohl die Temperaturen noch nicht ihr Jahresminimum erreicht hatten, war sie in eine dicke Winterjacke gehüllt. »Es ist alles gut.« Sie rieb sich über die Arme, als fühlte sie sich völlig unwohl in ihrer Haut. »Es ist nur so ...« Sie senkte den Blick. »Irgendetwas an diesem Tag kommt mir seltsam vor.«

Gemma runzelte die Stirn. »Du meinst das blöde Wetter? Den Himmel, der einfach nicht mehr aufreißen will?« Sie hatte nach dem Highschool-Abschluss zwei Jahre in Santa Barbara gearbeitet und identifizierte sich seither als sonniges *Californiagirl* – obwohl sie in Portland geboren und aufgewachsen war.

Langsam schüttelte Mary den Kopf. »Es ist wie ein Ziehen in meiner Magengrube«, murmelte sie. »Und in meinem Hinterkopf. Als würde bald etwas passieren, und dann ist alles anders.«

Gemma verschränkte die Arme. »Klingt so, als müsstest du dringend mal zum Arzt gehen.« Sie war an der Reihe und schob sich vor die Ausgabe, um zu bestellen. Dabei nestelte sie an ihrer schwarzen Handtasche, die so winzig war, dass ich mich fragte, wie auch nur Papier und Stift hineinpassen konnten.

Da sie damit raus aus dem Gespräch war, wandte ich mich Mary zu. Sie war Navajo, und auch wenn es da absolut keinen Zusammenhang geben musste, war sie ziemlich spirituell. Ich kannte sie seit meiner ersten Woche an der Portland State University und wusste, dass sie es einem hoch anrechnete, wenn man sich auf sie einließ.

»Meinst du so etwas wie den Orkan letztes Semester?«, fragte ich und erinnerte mich vage daran, dass Mary schon

Tage zuvor mit heftigen Kopfschmerzen gekämpft hatte. Vielleicht war sie wetterfühliger oder so – auch wenn ich es nicht wie Gemma laut aussprechen würde, weil es definitiv nicht das war, was Mary hören wollte.

Stumm schüttelte sie den Kopf, blieb mir aber weitere Erklärungen schuldig.

Hilfe suchend sah ich mich nach Dustin um. Auf der Seite des Eingangs war die Wand von deckenhohen, bogenförmigen Fenstern gesäumt, die einem den besten Blick auf den grauen Campus gaben. Zwischen den Rändern von zwei davon stand das letzte Mitglied unseres Vierergespans, das in solchen Situationen besser mit ihr umgehen konnte. Er hatte sein Handy in der Hand und checkte womöglich seinen Stundenplan für diese Woche. Dustin kaufte sich hier keinen Kaffee, weil er ihn immer in einer riesigen Thermoskanne von zu Hause mitnahm. Als Doppel-Bachelor-Student, der zwei Abschlüsse auf einmal machen wollte, konnte er diese Mengen wahrscheinlich sogar gut brauchen.

Schließlich war ich mit Bestellen dran, und der Augenblick verstrich. Ich bestellte mir einen Kaffee mit Milch und Zucker und schob mich mit Gemma durch die Schlange, bis wir am anderen Ende des Tresens ankamen.

»Ich verstehe immer noch nicht, warum du Ökonomie studierst«, hob Gemma an, während wir auf unseren Kaffee warteten. »Das ist doch überhaupt nicht dein Ding. Warum hast du nicht längst zu Fotografie gewechselt?«

Institutionelle Ökonomie war ein Studienfach, das genauso öde war, wie der Name verriet. Es machte mir alles andere als Spaß, aber dasselbe hatte ich schon über meine ganze Schulzeit behaupten können. Bei Entscheidungen wie diesen

konnte ich mich nicht einfach auf meine Interessen und Hobbys verlassen – ich musste an meine Familie denken. An Andrew und mich.

»Weil man mit Fotografie kein Geld mit nach Hause bringt«, antwortete ich, die sich die ersten zwei Semester nur dank eines Stipendiums hatte leisten können. »Außer man ist richtig, richtig gut.«

Gemma hob eine Braue, spielte jedoch gleichzeitig schon wieder mit ihrem Handy herum. Wahrscheinlich Bumble. »Du bist doch richtig, richtig gut.«

Ich verdrehte die Augen. »Aber auf keinen Fall gut genug. Außerdem würde mir sowieso das Equipment fehlen.«

Für mich hatte sich ein kleiner Traum erfüllt, als ich meine Kamera gekauft hatte, doch so wie mit jeder Technologie veralteten Digitalkameras rasend schnell. Während mir im ersten Semester regelmäßig das Herz aufgegangen war, wenn ich meine eigenen Bilder gesehen hatte, konnten mir die meisten davon nun nicht mehr als ein müdes Lächeln entlocken – und die Sehnsucht nach einem neuen Modell. Aber nach dem Umzug und der Einrichtung für Andrew hatte ich absolut kein Budget mehr übrig.

Kurz darauf waren wir endlich mit Kaffee eingedeckt und schlenderten durch den Coffeeshop. Kreisförmige Lampen spendeten orangenes Licht, das mich noch schläfriger und kaffeebedürftiger machte, als ich ohnehin schon war. Dazu kam die wohlige Wärme, die einen als Kontrast zu den kühlen Außentemperaturen einzulullen drohte. Bereits jetzt zog sich ein Widerstreben durch mein Unterbewusstsein, diesen

Laden jemals wieder zu verlassen – und das schon gar nicht für meine erste Vorlesung des Semesters.

»Da seid ihr ja endlich«, stöhnte Dustin, als wir bei ihm ankamen. Er hatte seine Thermoskanne aus dem Rucksack gezogen und goss sich ungeniert seinen eigenen Kaffee ein, noch bevor wir über die Türschwelle getreten waren. Während sich Mary ein Sandwich gekauft hatte, nahm er auch sein Essen immer von zu Hause mit.

Als ich ihn kennengelernt hatte, hatte er krampfhaft versucht, *nicht* wie ein klassischer Nerd zu wirken – dass er zwei Studiengänge gleichzeitig studierte, hatte es ihm in dieser Hinsicht sehr schwer gemacht. Inzwischen hatte er es aber aufgegeben, nicht zuletzt, weil ihn trotzdem keine der ach so coolen Bruderschaften der PSU aufgenommen hatte. Und das, obwohl sein Vater Mitglied des Senats und er es im ersten Semester oft und laut genug herausposaunt haben musste, dass sogar der letzte Hausmeister Bescheid wusste. Jetzt versteckte er seine schmächtige Statur nicht länger unter dicken Pullovern, sondern stellte sie in kurzen Nerd-Shirts zur Schau und trug seine Achtziger-Jahre-Brille mit unverhohlenen Stolz.

Unsere Kaffeebecher fest umklammert, traten wir zu viert nach draußen. Ein Windhauch strich über uns hinweg, und ich fröstelte leicht. Ich wusste zu dieser Jahreszeit nie, was ich anziehen sollte, und hatte mich in eine weiße Bluse und enge, dunkle Hosen geworfen – selbst unter meiner Jacke definitiv zu wenig Stoff für heute. Ratlos blickte ich auf meine Kamera herab. Ich musste unbedingt noch ein paar Fotos schießen, ansonsten würde mich das schlechte Gewissen spätestens am Abend einholen. Vielleicht könnte ich später

zu den Freshman-Ständen gehen. Dort war immer so viel los, dass ich bestimmt den einen oder anderen Treffer landen könnte. Im besten Fall würde ich einen so guten Schnappschuss machen, dass mir das Hochschulmarketing ein paar Fotos für die Website abkaufte.

»Hey, ist das nicht dein Bruder?«, hob Gemma plötzlich an.

Simultan drehten wir die Köpfe und – tatsächlich. Mein Herz machte einen freudigen, vielleicht sogar etwas überraschten Sprung. Wir hatten gerade erst ein paar Schritte zurückgelegt, aber ich war so in Gedanken gewesen, dass ich ihn nicht wahrgenommen hatte.

Es war immer noch seltsam für mich, ihn hierzuhaben. Wir hatten es einzig und allein einem Stipendium zu verdanken, dass wir überhaupt an der PSU hatten anfangen können. Kindern aus Familien wie unserer war normalerweise kein gutes Schicksal vorherbestimmt. Wir fingen ganz unten an, und ehe wir uns nach oben vorarbeiten konnten, wurden alle Türen vor unserer Nase zugeschlagen.

Andrew stand in einer kleineren Gruppe aus Jungen in seinem Alter, die alle einem Typen lauschten, der ihnen einen Vortrag zu halten schien. Er war groß gewachsen, schwarz und von Kopf bis Fuß dunkel gekleidet. Sein Mantel war so lang und ausladend, dass er mich irgendwie an Darth Vaders Umhang erinnerte. Dafür, dass das Semester gerade erst begonnen hatte, sah er ziemlich fertig aus. Seine Haare waren schlecht gekämmt oder schon wieder vom Winde verweht worden, und sogar aus der Ferne sah ich die tiefen Ringe unter seinen Augen.

Irritiert blieb ich stehen. »Was ist das für ein Kerl?« War das ein Mentor für die Freshmen, der ihnen gerade den Cam-

pus zeigte? Nein, dafür waren es viel zu wenige davon. »Hat den jemand schon mal gesehen?«

Mary rümpfte die Nase. »Ich mag die Art nicht, wie er sich kleidet. Sie ist ... so düster.« Sie fixierte mich. »Willst du hingehen?«

Sofort hob ich abwehrend beide Hände. »Nein, nein! So sehr interessiert mich das auch wieder nicht. Und ich will Andrew nicht auf die Pelle rücken wie eine überbesorgte große Schwester.«

Zweifelnd schielte Gemma in meine Richtung. *Du bist eine überbesorgte große Schwester*, schien sie mir mitteilen zu wollen.

Ich seufzte. »Ja, okay. Vielleicht will ich doch kurz Hallo sagen.«

»Also gut.« Sie zuckte die Achseln und zog schon mal ihr Handy aus ihrer Handtasche, damit es sie für den restlichen Weg zur Vorlesung bespaßen könnte. »Dann sehen wir uns später.«

Auch Dustin hob eine Hand. Sein Stundenplan jagte ihn regelmäßig quer über den ganzen Campus, sodass er sein Leben auf die Minute genau takten musste, um nichts zu versäumen. »Bis später.«

Die beiden lösten sich von unserer Gruppe, ehe Mary und ich mit unseren Kaffeebechern bewaffnet zu Andrew und den anderen hinüberschritten.

Gemmas vielsagender Blick hatte einen wunden Punkt bei mir getroffen. Ich musste mich ständig selbst ermahnen, Andrew nicht zu behüten wie ein Wachhund. Er war keine drei mehr, sondern achtzehn. Ein erwachsener Mann. Und trotzdem hatte ich das unbändige Gefühl, dass ich ihn vor der Welt da draußen beschützen musste.

Ich nahm mir vor, dass ich wirklich nur kurz mit ihm sprechen und meine Nase nicht zu tief in seine Angelegenheiten

stecken würde. Doch das fiel mir mit jedem Schritt schwerer – und mit jeder Silbe aus dem Mund von Darth Vader, die an meine Ohren drang: »... keine weiteren Voraussetzungen«, glaubte ich sogar, ihn sagen zu hören. Aber da musste ich mich irren. Er drückte ihm etwas in die Hand, das wie ein Briefumschlag aussah. »Bring sie im Laufe der Woche mit, und wir heißen dich herzlich in der Bruderschaft willkommen.«

Entgeistert wechselte ich einen Blick mit Mary. Hatte sie das gerade auch gehört?

Ich wagte es nicht, es anzusprechen, denn wenn ich Darth Vader hören konnte, galt dasselbe andersherum. Als wir neben ihnen stehen blieben, musterte er uns nur kurz. »Ladys«, begrüßte er uns eine Spur zu locker, ehe er Andrew zum Abschied zunickte und seines Weges ging.

Verdutzt sah ich ihm nach. »Was ...?« Ich riss mich am Riemen. »Habe ich das gerade richtig verstanden?«

Andrew grinste bis über beide Ohren. »Einfach der Wahnsinn! Hey, ihr könnt schon mal ohne mich reingehen«, wandte er sich kurz an seine Kommilitonen, die sich daraufhin in Richtung Coffeeshop aufmachten. »Er hat mich in eine Bruderschaft eingeladen.«

Meinen Kaffeebecher an den Lippen, hielt ich verdutzt inne. »Bist du dir sicher?« An der PSU gab es drei oder vier Bruderschaften, die das sogenannte *griechische Leben* in vollen Zügen lebten. Unzählige Feten, Verbindungshäuser und entwürdigende Aufnahmeverfahren inklusive. Jemanden *einzuladen*, war das Letzte, was die nötig hatten.

»Hier.« Er hielt mir den dünnen Umschlag hin. In roten Lettern hatte man schwungvoll *Andrew Santiago* draufge-

schrieben. »Das ist eine offizielle Einladung, ihnen beizutreten.« Sein Grinsen wurde breiter – während meine Gesichtszüge entgleisten. Sie kannten sogar seinen Namen? Wenn es eine Sache gab, die man in den ersten Tagen am College genoss, dann war es absolute Anonymität.

»Ist das nicht cool?« Ehrfürchtig blickte er auf den Umschlag herab und öffnete ihn. »Eine Bruderschaft will *mich* unbedingt haben!«

Aber warum?, schoss es mir durch den Kopf. Wie kamen sie ausgerechnet auf ihn?

»Das –« Ich biss mir auf die Zunge, versuchte es weniger negativ zu formulieren – doch ich wusste einfach nicht wie. »Das kann nicht sein.« Entschieden schüttelte ich den Kopf. »Zu Bruderschaften wird man nicht von irgendwelchen Leuten eingeladen, die man nicht kennt.«

»Ach ja?«, fragte er lässig. »Und was ist dann das?« Er fischte den Brief aus dem Umschlag und hielt ihn mir hin. Und tatsächlich stand dort geschrieben: *Einladung zum Beitritt zu Ny Iota Tau Epsilon.*

Ich stutzte. *Ny Iota Tau Epsilon?* Zugegeben, ich war keine Expertin in Sachen Bruderschaften, aber ich war mir ziemlich sicher, dass ich von dieser Verbindung noch nie gehört hatte.

»Kennst du die?«, fragte ich an Mary gewandt, doch sie schüttelte nur den Kopf.

»Vielleicht sind sie neu«, mutmaßte sie. »Und deshalb auf der Suche nach Mitgliedern.«

Ratlos blickte ich auf den Brief herab. »Selbst wenn«, beharrte ich und begann, an den Fingern abzuzählen: »Um einer Bruderschaft beizutreten, muss man sich erst wochen-

lang bei ihr einschleimen, an irgendwelchen blöden Events teilnehmen, sich dort noch mehr einschleimen ...«

Ich holte tief Luft, und Mary kam mir zu Hilfe. »... sich erniedrigenden Initiationsriten stellen ...«

Dankbar nahm ich den Faden auf. »... und darauf hoffen, dass du dich dabei nicht *zu sehr* zum Affen machst, um zum Bruder zu werden ... und sogar dann kann es immer noch daran scheitern, dass irgendjemandem deine Nase nicht gefällt.«

Andrews Lächeln verblich etwas. Er knöpfte seine viel zu dünne Jeansjacke etwas weiter zu – die einzige, die er bei seiner letzten Pflegefamilie gehabt hatte. »Ach, eigentlich spielt es keine Rolle«, sagte er und nahm den Brief wieder an sich. »Ich muss mir erst mal einen Job suchen. Für so was hab ich keine Zeit.«

Ich spürte einen Stich in meiner Brust. »Das stimmt doch überhaupt nicht.« Ja, wir waren knapp bei Kasse, unsere Stipendien deckten gerade so das Nötigste ab, und daran würde sich in nächster Zeit auch nichts ändern. Ja, es wäre besser, wenn er sich auf seine Noten und einen guten Nebenjob konzentrierte. Ja, es wäre das Vernünftigste, nicht seine Zeit mit irgendwelchen aufgeblasenen Brüdern zu verschwenden, die sich für etwas Besseres hielten, weil sie die ganze Belegschaft regelmäßig mit Alkoholexzessen versorgten ...

... aber nichts von alledem spielte eine Rolle, wenn Andrew nicht glücklich war.

»Hey, es ist dein Studium«, bläute ich ihm ein. »Du musst das Beste daraus machen. Und was das Beste ist, entscheidest du.« Ich deutete auf den Brief, den er mit größter Sorgfalt eintütete. »Wenn dich die Bruderschaft interessiert, dann triff dich mit ihnen.« Vor allem, wenn sie ihn mit offenen Ar-

men empfangen wollten. Ihn, den eltern- und mittellosen Stipendiaten, dem noch nie etwas im Leben geschenkt worden war. »Schau es dir in Ruhe an und entscheide selbst.« Ich zögerte. »Aber wenn sie irgendwelche abgedrehten Sachen von dir verlangen, lass es bitte sein.«

Seine Miene erhellte sich etwas – ehe sich ein Anflug von Unsicherheit darin breitmachte und ein ungutes Gefühl in mir aufsteigen ließ. »Wie abgedreht ist denn *zu abgedreht?*«

Ich blinzelte erstaunt. »Warum fragst du das?«, fragte ich gehend und nippte zum ersten Mal richtig an meinem Kaffee.

Andrews Blick driftete ab. »Na ja, es könnte sein, dass sie als Voraussetzung ...« Er stockte, als wäre er sich nicht sicher, ob er diesen Pfad beschreiten wollte. Dann riss er sich am Riemen: »... eine Blutprobe von mir wollen.«

Der Kaffee floss in die falsche Röhre. Ein kratzendes Husten stieg meine Kehle hinauf, und ich wandte mich abrupt ab. »Was?!«, röchelte ich, während sich mir der Magen umdrehte. Also hatte ich mich vorhin doch nicht verhört.

Andrew nickte vorsichtig. »Nur eine kleine Probe. Nicht viel.« Während ich wieder zu Atem kam, betrachtete er ratlos den Brief. »Vielleicht nehmen sie nur Leute auf, deren Blutgruppe zu ihnen passt oder so. Irgendetwas ...« Sein Blick wanderte wie von selbst zu Mary. »... Spirituelles.«

Ein Zucken ging durch mein Augenlid. Meine Lippen teilten sich, um ihm zu sagen, dass das völliger Schwachsinn war. Andererseits hatte ich von Dustin schon deutlich schlimmere Storys gehört. Ein trockenes »Wow« war alles, was ich auf die Schnelle herausbekam.

Eigentlich sollte mich das nicht überraschen. Portland war die wahrscheinlich okkulteste Stadt in den Staaten. Wo

sonst gab es einen jährlichen Zombiemarsch und einen vampirischen Maskenball? Portland zog gewisse Kreise magisch an und zelebrierte es in vollen Zügen. Warum also sollte keine Bruderschaft auf den Zug aufspringen?

Dennoch konnte ich nicht verhindern, dass ein ungutes Gefühl in mir aufstieg. Es war dieselbe, erdrückende Eingebung, als unsere Mutter nach Hause gekommen war und unseren Dad gefunden hatte. Als sie auf uns zugegangen war. Als sie uns gepackt hatte. Als ich gehaut hatte, dass sie etwas Schlimmes tun würde, und mich mit aller Kraft dagegen gewehrt hatte. Alles, was ich je gewollt hatte, war es, meinen Bruder zu beschützen.

Abrupt schob ich die Erinnerungen beiseite – ein Mechanismus zum Selbstschutz, den ich mit den Jahren perfektioniert hatte.

Aber hier geht es nur um eine Bruderschaft, bläute ich mir selbst ein. Sie wurde von der Uni genehmigt. Sie kann überhaupt nicht so schlimm sein.

Dennoch bereute es ein Teil von mir bereits, ihn ermutigt zu haben, mitzumachen.

»Es ist schon irgendwie schräg«, fuhr er fort, klang dabei aber eher heiter als besorgt. »Der Typ hat mir nicht gesagt, was mit der Probe passieren soll ...« Seine Augen weiteten sich, als würde er erst jetzt realisieren, was er da sagte. »Vielleicht hat das ja was mit meiner Initiation zu tun und ich werde morgen verschleppt!«

Mary schenkte ihm einen zweifelnden Blick. »Und das freut dich?«

»Na klar!« Er grinste bis über beide Ohren. »Das wäre so krass! Der perfekte Start ins Studentenleben.«

Vielleicht sollte ich genauso denken wie er. Mich darauf konzentrieren, dass es absolut nichts Seltsames daran gab,

wenn eine Bruderschaft anstelle von Einbrüchen oder nackten Wettrennen durch Portlands Innenstadt eine Blutprobe als Aufnahmevoraussetzung anordnete. Dass ich mich für Andrew freuen sollte, weil er schon so früh Anschluss gefunden hatte.

Und doch lag mir die Sache wie ein Stein im Magen.



2. NY IOTA TAU EPSILON

»Ny Iota Tau Epsilon?«, wiederholte Gemma verwirrt, nachdem wir Dustin und ihr von der seltsamen Einladung erzählt hatten. Es war Mittag, und wir saßen zu viert an einem runden Tisch auf einer der vielen Grünflächen des Campus – eine flüchtige Begegnung, bevor wir zurück in unsere Vorlesungen und Vereine mussten. Ich würde mich mit dem Fotografie-Club und der Studierendenzeitung treffen, um die Termine für das Semester abzustimmen. Gemma engagierte sich im Mixology-Club (den Club für Hobby-Barkeeper und -Alkoholiker), Dustin war in der Studierendenvertretung, Vorsitzender des Schachclubs und Mitglied in drei anderen Vereinen, und Mary ging zu mehreren Künstlertreffs. Ich glaubte, sie war auch in einem *Alchemie-Club*, der aber nur drei Mitglieder hatte und jedes Semester aufs Neue Gefahr lief, geschlossen zu werden, weil sie die Luft im Geologiegebäude wieder mit irgendwelchen nicht identifizierbaren Dämpfen verpesteten.

Gemma funkelte eine Gruppe Cheerleader an, die in einiger Entfernung kichernd an uns vorbeiliefen. »Sorry, aber das klingt irgendwie abgedreht.«

Ich unterdrückte ein Seufzen. *Meine Worte, Gemma.* »Es ist eine Bruderschaft der PSU«, betonte ich. »Allerdings hab ich noch nie von ihr gehört. Ihr?«

»Mal sehen.« Dustin lehnte sich zurück, bis ihm schlagartig klar wurde, dass die Bänke hier keine Rücklehnen besa-

ßen. Er gab einen erschrockenen Laut von sich und konnte gerade so das Gleichgewicht halten. »Wir haben Alpha Chi Omega«, zählte er an den Fingern ab. »Delta Gamma, Kappa Delta Chi und Omega Delta Phi.«

Gemma blinzelte ihn amüsiert an. »Und das weißt du deshalb so genau, weil du von jeder Einzelnen eine Abfuhr bekommen hast«, tönte sie und wuschelte ihm durch die dunklen Haare.

»Ha ha«, sagte er trocken. »Weißt du? Eigentlich wollten sie mich alle haben, aber ich habe entschieden, dass mir meine Zeit dafür zu schade ist. Jedenfalls«, fuhr er fort, »hab ich noch nie was gehört von ... Ny. Iota ... Tau Epsilon.«

Gemma rümpfte die Nase. »Vier Buchstaben? Wie speziell.«

Dustin runzelte die Stirn. »Hey, das ergibt ja NITE. Wie die Nacht.« Er grunzte. »Was für ein bescheuertes Wortspiel.«

»Das kann ja nur ein Idiotenverein sein.«

Mary räusperte sich, und alle Blicke richteten sich auf sie. »Findet ihr nicht, dass dieser Name etwas ... Düsteres an sich hat?«, fragte sie mit zarter Stimme. »Etwas Böses?«

Gemma blickte unbeeindruckt drein. »Oje.«

»Es sind einfach nur griechische Buchstaben«, reagierte Dustin etwas feinfühlicher. »Wie bei jeder anderen Bruder- oder Schwesternschaft auch.«

Mary starrte auf die Tischplatte vor sich. »Sie sind aber nicht wie andere. Sie verlangen eine Blutprobe von Andrew.«

»Ach!« Dustin verschränkte die Arme. »Da hab ich schon Schrägeres gehört.«

Sofort lag unser aller Aufmerksamkeit auf ihm. Gemma legte den Kopf schief. »Was denn?«

Abwehrend hob er die Hände. »Bruderschaftsangelegenheiten sind nicht für Frauenohren bestimmt!«

Ich verdrehte die Augen. »Soweit ich weiß, bist du kein Bruder.«

Seufzend stand Gemma auf. »Sorry, Leute. Ich würde ja echt gern noch ein paar Verschwörungstheorien mit euch zusammenspinnen, aber ich muss in fünf Minuten auf der anderen Seite des Campus sein.«

Dustin warf einen Blick auf seine Smartwatch. »Sportlich.«

Abschätzig betrachtete sie ihn. »Wohin musst du denn, Herr Doppelstudium?«

»Das ist ganz einfach!« Lässig drückte er auf seiner Uhr herum – und seine Augen weiteten sich. »Ach, verdammt. Schon wieder was verwechselt.«

Gemma grinste. »Viel Spaß beim Joggen.« Sie winkte uns kurz zu und ging ihres Weges.

Dustin stöhnte. »Warte doch wenigstens auf mich!« Er rückte seine Brille zurecht und schulterte seine Tasche. »Bis dann, Leute«, verabschiedete er sich von uns und ließ Mary und mich allein zurück.

Seufzend wandte ich mich ihr zu. »Ich glaube, ich werde mich mal bei den Freshmen-Ständen umsehen. Normalerweise müssten die von NITE ja auch einen haben.«

Mary nickte ernst. »Ich begleite dich.« Diese Frau war nie im Stress. Ehrlich gesagt hatte ich keine Ahnung, ob sie überhaupt schon mal eine Vorlesung besucht hatte. Oder ob sie auch nur welche hatte und sich nicht alle Noten mit ihren Kunstprojekten zu Hause verdiente. Zumindest war Mary immer zur Stelle, wenn man sie brauchte – für eine

Campustour, einen Umzug, oder einfach nur, wenn man reden wollte.

Wir machten uns gleich auf den Weg – viel länger hätten wir es hier sowieso nicht ausgehalten. Im Sommer konnte man draußen hervorragend die Zeit totschiessen, doch mit dem Herbst kamen die Dunkelheit und die niedrigeren Temperaturen.

Die Portland State University befand sich im Herzen der Stadt unmittelbar westlich des Willamette Rivers gelegen, der sie in zwei teilte. Der Campus bestand aus einer großen Ansammlung von Gebäudekomplexen in allen Farben, Formen und Ausstattungen. Wir verloren keine Zeit, uns ins Hauptgebäude zu zwängen, das mit beinahe durch und durch gläsernen Fassaden in die Höhe ragte und am ersten Semestertag mehr als gut besucht war. Überall tummelten sich Stände und Kommilitonen aus allen Semestern. Den klassischen PSU-Studenten gab es nicht: Menschen aus allen Altersklassen und mit allen möglichen Hintergründen studierten Seite an Seite. Nicht nur junge Schulabgänger wie Andrew, sondern auch Karrierefrauen wie Gemma, die ihr Leben umkrepeln wollten, und sogar Senioren waren hier breit vertreten.

Die Menge war so bunt gemischt, dass es verdammt einfach war, in ihr unterzugehen. Zu zweit schoben wir uns durch das Gedränge aus Ständen und Menschen. So ziemlich jede studentische Vereinigung war hier: Von meinem Foto-Club über das Unitheater, diverse Sportvereine und karitative Einrichtungen gab es einfach alles. Ein allgegenwärtiges Stimmengewirr lag in der Luft, untermalt von den verschiedensten Gerüchen, die mir ungebremst in die Nase stiegen. Die Vereine fuhren alle Geschütze auf, um die Aufmerksamkeit der Freshmen auf sich zu ziehen: Die einen

verschenkten Notizblöcke und Kugelschreiber, die anderen verteilten Tüten mit klebrig-süßem Popcorn, wieder andere warfen einem förmlich Gutscheine und Coupons hinterher. Die Cheerleader führten auf einer kleinen Bühne etwas auf und die Footballer standen in ihrer unmittelbaren Nähe, um sich anhimmeln zu lassen. Nur nach Vereinen wie dem Schachclub oder dem Alchemie-Club suchte man hier vergeblich. Alles war wie immer.

Die Bruderschaften und Schwesternschaften, die ihre Stände nebeneinander am hintersten Ende der riesigen Halle aufgebaut hatten, brauchten nichts von alledem, um beachtet zu werden: Ganz von selbst hatten sich große Trauben um sie herum gebildet. Einer solchen Verbindung beitreten zu dürfen, gehörte wahrscheinlich zum Traum der meisten Erstsemester, weshalb sie gar nicht früh genug damit anfangen konnten, sich beliebt zu machen.

Durch das Gedränge kamen Mary und ich überhaupt nicht nahe genug heran, um uns die Stände genauer ansehen zu können. Aber das war gar nicht nötig, denn sie hatten ihre Wappen und Insignien so groß und bunt auf Bannern an der Wand hinter sich befestigt, dass man sie auch noch aus fünfzehn Metern Entfernung gut erkennen konnte:

ΑΧΩ.

ΔΓ.

ΚΔΧ.

ΩΔΦ

»Ich sehe sie nicht«, übertönte Mary das allgegenwärtige Stimmengewirr mit Mühe und Not.

Mit verengten Augen sah ich mich um, doch mein Blick blieb nicht an der richtigen Buchstabenkombination hängen.

NITE. *Wie die Nacht.* »Sie sind nicht hier«, schloss ich und schüttelte langsam den Kopf. »Warum sind sie nicht hier?« Waren sie noch *zu neu*, um hier mitzumischen? Gab es sie offiziell noch gar nicht?

Existierte sie überhaupt oder war Andrew drauf und dran, in einen riesengroßen Betrug verwickelt zu werden?

»Du hast recht«, murmelte ich. »Irgendetwas an dieser Sache gefällt mir nicht.« Ich verschränkte die Arme, während sich meine Gedanken zu überschlagen begannen. »Vielleicht war das überhaupt keine Bruderschaft, sondern ...« Ich zuckte die Achseln. »Ich weiß auch nicht. Organhändler! Irgendwelche Kriminellen oder so.«

»Du könntest im Studierendenbüro fragen«, schlug Mary vor. »Die sollten über jede Vereinigung Bescheid wissen.«

Ich versuchte, mich zu entspannen, und nickte langsam. »Gute Idee.« So könnte ich zumindest schon mal herausfinden, ob es NITE überhaupt gab. Ich warf einen kurzen Blick auf meine Handyuhr. »Das mache ich sofort.«

Als ich aufsah, seufzte Mary nur mit verträumter Miene. »Ich würde dich so gerne einmal malen.«

Ich musste grinsen. Daran erinnerte sie mich seit dem ersten Semester ungefähr jeden Tag. Meine braun-grauen Augen faszinierten sie, und es ehrte mich. Denn im Gegensatz zu meinem herzförmigen Gesicht, meiner nicht nennenswerten Größe und meinen braunen Haaren waren sie das Einzige, was ich von meinem Vater und nicht von meiner Mutter geerbt hatte.

»Sorry«, wehrte ich ab. »Aber die Zeit ...« Sie war neben der Motivation, mehrere Stunden für Mary still zu sitzen, alles, was mir fehlte.

Meine Freundin nickte bedächtig. »Eines Tages wirst du sie dir nehmen. Ganz sicher.«

Gerade eben war Zeit das Letzte, was ich hatte. Ohne auch nur ein einziges, halbherziges Foto geschossen zu haben, machte ich mich ins Studierendenbüro auf. Ich betrat den Raum in dem festen Glauben, dass Andrew eindeutig an die Falschen geraten war. An einen Fake, an eine Bruderschaft, die überhaupt nicht existierte und von der man nicht einmal hier, im Herzen der studentischen Organisationen, jemals etwas gehört hatte.

... und schließlich verließ ich das Büro mit einer Adresse. Noch während ich zu meiner Vorlesung schritt, konnte ich nicht aufhören, den Fetzen Papier anzustarren, den man mir in die Hand gedrückt hatte. Ich konnte es kaum glauben. NITE war nicht nur eine von der PSU abgeseignete Bruderschaft – es war die mit Abstand älteste, die wir hatten!

Sie meldeten keine offiziellen Veranstaltungen an, machten keine Werbung, hielten sich nach außen hin völlig bedeckt, rekrutierten aber jedes Jahr mindestens ein neues Mitglied und erfüllten damit alle Kriterien, die sie brauchten, um weiter fortzubestehen. Der Beschreibung nach hätte es sich dabei um eine exklusive Elite handeln können, die so sehr über dem gemeinen Volk schwebte, dass man sie vom Boden der Tatsachen aus gar nicht mehr sehen konnte. Und doch ließ mich die Angelegenheit nicht los. Warum sollte eine solche VIP-Bruderschaft ausgerechnet meinen Bruder einladen?

Irgendetwas stimmte nicht. Und nachdem ich Andrew vorhin noch ermutigt hatte, sich die Sache genauer anzusehen, fühlte ich mich jetzt verantwortlich dafür, ihn vor dem Scha-

den zu bewahren, auf den er vielleicht in diesen Sekunden zuraste.

Die Adresse in meinen Händen gehörte zu ihrem Verbindungshaus. Dem Ort, an dem ich bestimmt mehr über das erfahren würde, was in aller Welt sie von Andrew wollten.



Ich konnte es kaum glauben, als ich am Nachmittag tatsächlich zu dieser Adresse fuhr. Gezwungenermaßen, weil sich herausgestellt hatte, dass die Vereinigung über keine Website, keine Handynummer und keine Mailadresse verfügte – etwas, das sie in meinen Augen nur noch verdächtiger wirken ließ.

Ich hatte Andrew natürlich nicht verraten, was ich vorhatte – nicht zuletzt, weil ich es selbst nicht so genau wusste. Die Sache mit dem Blut, mit der Bruderschaft, die niemand kannte, die aber aus irgendeinem Grund Andrew kannte, war mir nicht geheuer. Gleichzeitig war mir klar, dass es bei einer offiziellen Studentenvereinigung normalerweise nichts zu befürchten geben sollte. Das Verwerflichste, was sie dort tun könnten, wäre es, Orgien unter Drogeneinfluss zu veranstalten.

Ich erschauerte. Okay, das war schon schlimm genug, um diese Leute bloß nicht auf meinen Bruder loszulassen.

Meine Kamera lag auf meinem Beifahrersitz. Wahrscheinlich würde mir Dustin nicht glauben, dass es tatsächlich noch eine Bruderschaft geben sollte, die kein Interesse an ihm hatte, wenn ich keine Beweisfotos machte. Doch allmählich fragte ich mich, ob ich heute noch Gelegenheit bekom-

men würde, welche zu knipsen. Ich hatte es auf den Verkehr geschoben, als mir meine Karten-App zwanzig Minuten Fahrtzeit angezeigt hatte. Die meisten Verbindungshäuser befanden sich nämlich mitten in der Stadt in Uni-Nähe.

Umso mehr überraschte es mich, als ich die letzten Gebäude des Stadtkerns hinter mir ließ und geradewegs in einen dichten Wald einbog, der schnell die Nacht um mich herum hereinbrechen ließ.

Es war gerade erst sechzehn Uhr. Eigentlich hätte die Sonne noch am Himmel gestanden, verborgen unter einer dichten Wolkendecke – aber hier, wo unzählige Nadelbäume in die Höhe wuchsen, drang das Licht kaum bis zu mir durch. Nach und nach wurde es so dunkel, dass ich jäh auf die Scheinwerfer meines Wagens angewiesen war. Gleichzeitig legte sich ein leichter Nebelschleier auf meine Umgebung, als hätte sich ein Teil der Wolken herabgesenkt, um mich auf meinem Weg zu begleiten. Es war, als würde ich immer und immer wieder durch eine neue Schicht Spinnweben fahren, die mir für einen Moment die Sicht raubten.

Sofort wurde ich langsamer. Meine Scheinwerferlichter reichten gerade so aus, um den Weg zu beleuchten. Nicht, dass mein grauer Ford Fiesta, den ich vor einem Jahr für schlappe tausend Dollar gekauft hatte, noch zu Höchstleistungen fähig gewesen wäre.

Nervös zuckte mein Blick zu meinem Handy, das ich selten für Navigation benötigte. Ich selbst war in Portland geboren und aufgewachsen. Andrew und ich waren hier zur Schule gegangen, wenngleich er mehrmals innerhalb der verschiedensten Stadtbezirke hatte umziehen müssen, wenn ihn eine neue Pflegefamilie abgeschoben hatte. Ich dachte, ich würde

Portland wie meine Westentasche kennen. Doch diese Gegend war mir völlig fremd.

Angeblich war ich immer noch auf dem richtigen Weg. Bis zu der Adresse wäre es nicht mehr weit. Aber warum sollte eine Bruderschaft fast eine halbe Stunde von der PSU entfernt ein Haus anmieten? Das hatte doch nichts mehr mit einem überzogenen VIP-Image zu tun, oder? Zumindest fühlte es sich nicht so an. Sondern als wollten sie sich verstecken.

Die Frage war nur: Warum wollten sie sich verstecken?

Was wollten sie verstecken?

Ich scannte meine Umgebung, konnte jedoch keinerlei Straßenschilder oder Wegweiser erkennen. Das, was ich vor mir sah, konnte man auch nicht mehr als Straße bezeichnen. Der geteerte Weg wurde immer dünner, bis er keine zwei Spuren mehr hergab. Zum Glück war außer mir niemand hier unterwegs.

Mein Magen krampfte sich zusammen. *Niemand ist hier unterwegs.* Keine klassische Gegend für ein Bruderschaftshaus.

Noch dazu konnte ich das leuchtende Symbol hinter meinem Lenkrad, das schon seit ein paar Monaten gefährlich rot zu blinken begonnen hatte, kaum mehr ignorieren. Hoffentlich würde mein Auto nicht liegen bleiben. *Bitte nicht heute. Und vor allem nicht hier.*

Das war die Gegend, in der man zu später Stunde nicht mehr herumkurven wollte. Eine, bei der man nicht wusste, ob man auf die Straße oder nach links und rechts sehen sollte, weil man befürchtete, dass einem jede Sekunde ein Tier, ein hilferufender Mensch oder ein Monster vors Auto springen könnte.

Meine Finger verkrampften sich um das Lenkrad. Ich hasste Autofahren in der Stadt, aber nichts war schlimmer als die

Vorstellung, irgendwo im Nirgendwo einen Unfall zu bauen, wo ich wahrscheinlich nicht mal mehr Handynetzt hätte.

»Biegen Sie rechts ab. Ihr Ziel befindet sich auf der linken Seite.«

Irritiert zuckte mein Blick nach rechts – und ich sah rein gar nichts.

Abrupt trat ich auf die Bremse. Der Wagen blieb mit einem so heftigen Ruck stehen, dass mein Kopf nach vorne gerissen wurde. Mein Gehirn prallte schier gegen die Innenseite meines Schädels, und für einen Moment wurde mir schwindelig.

Ich atmete tief durch. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, und ich fühlte mich einfach nur affig so angespannt zu sein. Gleichzeitig begann ich mich zu fragen, warum ich überhaupt hergekommen war.

Erst auf den zweiten Blick erspähte ich die Abzweigung von der Straße, bei der es sich lediglich um einen schmalen Trampelpfad handelte. Links und rechts davon taten sich hohe Bäume auf, zwischen denen sich mein Ford niemals hindurchzwängen könnte. Ratlos sah ich mich um, aber weit und breit war kein Parkplatz – oder *irgendetwas* – ausgeschildert.

Was jetzt? Ich konnte hier doch nicht mitten im Weg stehenbleiben. Andererseits sah es nicht so aus, als würde sich in den nächsten hundert Jahren noch jemand anderes hierher verirren.

Kurzerhand legte ich den Rückwärtsgang ein, fuhr so nahe an die Bäume heran wie nur möglich, schaltete den Motor aus und ...

... blieb sitzen. Mit wie wild klopfendem Herzen kauerte ich auf meinem Platz, ließ die Kälte des Abends meine Hei-

zung ablösen und taxierte die undurchdringliche Dunkelheit vor mir. Ich zögerte, was das Zeug hielt. Als ich losgefahren war, war ich fest entschlossen gewesen, herauszufinden, was es mit NITE auf sich hatte. Doch auf einmal war ich überhaupt nicht mehr so scharf darauf. Im Gegenteil.

Was wäre das Schlimmste, was passieren könnte, wenn ich jetzt einfach umdrehte und nach Hause fuhr?

Sie könnten Andrew wehtun.

Ich schluckte. Mein Bruder war so begeistert von dieser Einladung gewesen, und ich wollte nicht, dass er enttäuscht wurde. Wenn ich jetzt einen Rückzieher machte, könnte ich ihn allerdings nicht warnen, wenn es sich bei ihnen doch um Organhändler handelte. Ich könnte niemals ruhig schlafen, ohne mich davon überzeugt zu haben, dass sie vielleicht nur eine stinknormale, etwas exzentrische Bruderschaft waren, die aus irgendeinem Grund ein ehrliches Interesse an Andrew hatte.

Ich holte tief Luft und schlang meine gelbe Jacke enger um meinen Körper. »Nun mach schon, Ivy«, drängte ich mich selbst, schnappte mir meine Kamera vom Beifahrersitz und hängte sie mir um den Hals. Nur für alle Fälle.

Kaum, dass ich die Fahrertür geöffnet hatte, peitschte mir die Kälte förmlich ins Gesicht, und ich presste die Zähne aufeinander. Alles in mir wollte zurück in die Sicherheit des Autos springen, aber ich riss mich am Riemen und schlug die Tür zu.

Nach zwei Schritten blieb ich doch noch einmal stehen, unschlüssig, ob ich das Pfefferspray aus meinem Auto mitnehmen sollte.

Mach dich nicht lächerlich! Heftig schüttelte ich den Kopf und zwang mich dazu, weiterzugehen. *Ich will es mir einfach nur mal ansehen. Mehr nicht.*

Der Geruch von Wald und Regen stieg mir in die Nase, obwohl es seit Tagen kein Gewitter mehr gegeben hatte. Seine Vertrautheit beruhigte mich aber kein bisschen. Die Herbstkälte war so allgegenwärtig, dass sie sich sogar als fader Geschmack auf meine Zunge legte.

Als ich auf den schmalen Pfad trat, entdeckte ich zum Glück schon aus der Ferne eine kleine Lichtung, in der es deutlich heller war. Wenn man irgendwo in dieser Gegend ein Gebäude für eine ganze Horde Männer errichtet hatte, dann dort. Und tatsächlich erspähte ich wenige Schritte weiter *endlich* ein Schild!

Ein Schild, das mich stutzig machte. Es war groß, bogenförmig und aus dunklem, verwittertem Holz, das schon eindeutig zu viele Regenschauer abbekommen hatte. Der Großteil der Schrift war verwaschen. Einzig die oberste Zeile konnte ich gut entziffern: *McCane Manor*.

Wer in aller Welt waren die McCanes? Der Name war mir noch nie untergekommen. Genauso wenig wie *NITE*.

Ich begab mich an dem Schild vorbei und folgte dem schmalen Pfad in Richtung Licht – und in die Richtung, in der ich ein dumpfes Wummern erahnte. Obwohl es wahrscheinlich von einer Musikbox stammte, hörte es sich für mich wie der tiefe Herzschlag des Waldes an.

Ein lautes Krächzen ertönte hoch über meinem Kopf, und ich beschleunigte meinen Schritt, bis der Weg scharf nach links abbog und mich auf die Lichtung führte, die ich schon aus der Ferne gesehen hatte. Endlich erhellte wieder das

letzte, gedämpfte Licht des Tages meine Umgebung und gab den Blick auf die McCane Manor frei.

Abrupt blieb ich am Rand der Wiese stehen. Ich brauchte nicht mehr als eine Sekunde, um zu wissen, dass ich hier unmöglich richtig sein konnte.

Das vermeintliche Verbindungshaus lag inmitten der Lichtung, in der das Grau der Wolken dichter und undurchdringlicher als im Rest der Stadt wirkte. Umgeben wurde es von unzähligen kahlen, dürren Bäumen, die ihre langen, schwarzen Finger nach dem Gebäude ausstreckten. Viele Bruderschaftshäuser waren zwar ähnlich groß, dafür aber moderner, teilweise griechisch mit Säulen und strahlend weißen Mauern angehaucht. Die namensgebenden Buchstaben prangten mit überdimensionalen Lettern über dem Hauseingang, sodass man sie sogar Hausreihen weiter deutlich erkennen könnte. Doch das, was ich vor mir hatte, war etwas völlig anderes.

Die kleine Villa musste hier schon mindestens seit den Zwanzigerjahren stehen, war dafür aber noch ziemlich gut in Schuss. Das ganze Gebäude war in gedeckten blassen und dunklen Farben gehalten. Es bestand zum Großteil aus grauen Ziegelsteinen, bei deren bloßem Anblick ein seltsamer Fluchtinstinkt in mir aufstieg. Der mittlere Teil war ein Stockwerk höher als der Rest und erweckte den Eindruck, als würde das Gebäude aus zwei kleineren und einem großen Turm bestehen. Links und rechts befanden sich deckenhohe Fenster im ersten Stock, die an kreisförmige Balkone mit einem niedrigen, stilvoll verschlungenen Geländer grenzten. Darauf konnte ich unschwer ein paar Stühle erkennen, einen Tisch und stark verkümmerte Pflanzen, die aus der Ferne verdächtig nach Hanf aussahen.

Unsicher ließ ich den Blick schweifen. Das Wummern schien mit jeder Sekunde lauter zu werden – wenigstens ein Hinweis, dass dies ein Verbindungshaus und die erste Party bereits in vollem Gange war. In vielen Studentenverbindungen feierte man Tag und Nacht die wildesten Gelage, und ich wollte gar nicht wissen, wann sie heute damit angefangen hatten.

Zu meiner Überraschung waren die Jalousien vor jedem Fenster bis nach ganz unten heruntergelassen worden. Nicht einmal die kleinsten Spalten waren darin zu erkennen, obwohl bestimmt genug Tageslicht ins Hausinnere gelangt wäre, um Strom sparen zu können. Offensichtlich hatten sie den Tag zur Nacht machen wollen, nur um die Nacht zum Tag machen zu können. Immerhin hatten sie keine Nachbarn, die sich daran stören könnten.

Ich erschauerte leicht. Das war nicht gerade die perfekte Gelegenheit, um NITE auf den Grund zu gehen. Nichts an dieser Situation wirkte einladend. Wenn jemand die Schotten dichtmachte und die Musik laut aufdrehte, wollte er keine ungebetenen Gäste, die an seine Tür klopfen – das galt sowohl für wütende Teenager als auch für studentische Bruderschaften.

Unentschlossen trat ich von einem Bein aufs andere. Dieser Ort war wie eine Sinfonie aus Moderne und Verfall, aus Normalität und Ungewöhnlichem, aus Vergangenheit und Zukunft. Allein das Gebäude bildete in sich so krasse Kontraste, dass mir vom Hinsehen schon fast schwindelig wurde. Die Lautstärke der Musik war wie eine unausgesprochene Warnung, sich zweimal zu überlegen, ob man wirklich hineingehen oder doch lieber das Weite suchen wollte.

Aber ich war immer noch Ivy Santiago. Und wenn sich Ivy Santiago einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, zog sie es auch durch.

Doch mit jedem Schritt, den ich auf das Gebäude zumachte, wurde mir mulmiger zumute. Eine unbeschreibliche Hitze stieg in mir auf, die mich dazu brachte, den Reißverschluss meiner Jacke herunterzuziehen. Aus einigem Sicherheitsabstand schoss ich unauffällig ein Foto von der Villa. Damit hätte ich zumindest *ein* Bild des ersten Semestertags gemacht – wenn auch keines, das ich verwerten könnte.

Während ich mich auf die McCane Manor zubewegte, kam es mir so vor, als würde der Himmel über mir immer dunkler werden, der Abend um mich herum stiller, ruhiger, als würde der Rest der Welt den Atem anhalten und mich beobachten. Meine Umgebung verblich mit jeder Sekunde etwas mehr, bis der tiefe Bass den Boden zu meinen Füßen vibrieren ließ und mein Herzschlag sich an ihn anpasste.

Und bis die Techno-Musik so laut wurde, dass sie mir fast das Trommelfell zerfetzte. Was in aller Welt machten sie in diesem Haus? Wollten sie herausfinden, ob es sich mit reinem Schall abreißen ließ?

Erst als ich vor der schweren Eichenholztür ankam, entdeckte ich den ersten und einzigen offiziellen Hinweis, dass ich hier an der richtigen Adresse war. Am oberen Ende des Holzes hatte jemand halbherzig die Insignien der Bruderschaft eingeritzt: *NITE*. Na also.

Jetzt käme der schwierigste Teil. Der, für den ich die größte Überwindung bräuchte. Ich hatte von Anfang an kein gutes Gefühl bei der Sache gehabt. Eine Bruderschaft, die niemandem ein Begriff war, sich niemals auf Veranstaltungen am

Campus zeigte und Blutproben von ihren neuen Mitgliedern einforderte – und dann auch noch in so einem Haus lebte? Es würde mich nicht überraschen, wenn sie da drinnen den Teufel anbeteten.

Nach einer Türklingel suchte ich vergeblich. Stattdessen befand sich auf Augenhöhe ein altmodischer Türklopfer in Form eines faltigen Männergesichts, unter dessen Schnurrbart der dazugehörige Ring steckte.

Ich unterdrückte ein ungläubiges Schnauben. *Solche Exzentriker*. Wobei sie da in bester Gesellschaft waren: Die von Alpha Beta Omega hatten letztes Jahr sechzehn griechisch anmutende Statuen von ihren ranghöchsten Mitgliedern in ihrem Vorgarten geparkt. Sechzehn.

Ich hob eine Hand, gefror aber mitten in der Bewegung, noch bevor ich den Türring unter meinen Fingerkuppen spüren konnte. *Andrew*, bläute ich mir ein. *Ich muss herausfinden, wie sie auf ihn kommen und was sie von ihm wollen*.

Ohne dass ich geklopft hätte, ertönte plötzlich ein schabendes Geräusch vor mir, und ich zuckte zusammen vor Schreck. Ich machte einen Satz rückwärts, als die hölzerne Tür aufschwang. Zum Vorschein kam ein Mann in meinem Alter, der mich allein mit seinem Blick an Ort und Stelle festwachsen ließ. »Und du bist?«

Schnell öffnete sich mein Mund, aber meine Gedanken kamen nicht hinterher, und so starrte ich mein Gegenüber einfach nur an.

Der Mann hatte dunkelbraune Haare, die zu einem strengen Militärschnitt gekürzt worden waren. Sein Gesicht mit den hohen Wangenknochen, der geraden Nase und den vollen Lippen war wie aus Stein geschlagen. Er überragte mich um einen gan-

zen Kopf und trug ausgewaschene Jeans zu einem schlichten, dunklen Pullover, der seine breiten Schultern betonte. Auf seiner Brust ruhte ein rechteckiger rostfarbener Anhänger, der an einer dünnen Kette um seinen Hals befestigt war.

Meine Aufmerksamkeit blieb nur kurz daran hängen, bis mich seine dunkelblauen Augen in ihren Bann zogen. Sie waren tief wie die See und doch voller Schatten, als lauerte eine Kreatur in ihnen, über die man sich sonst nur in den finstersten Legenden erzählte.

Er sah nicht so aus, als wäre er gerade auf dem Weg irgendwohin – sondern als hätte er gewusst, dass ich da war. Wahrscheinlich war hier irgendwo eine Kamera installiert. In diesem seltsamen Türklopfkopf etwa?

Mit verschränkten Armen lehnte er sich in den Türrahmen. »Hast du dich verlaufen?«

Jetzt, wo die Tür geöffnet war, wurde die Musik geradezu unerträglich laut – und doch rückte sie jäh in den Hintergrund meines Bewusstseins. Das markante Kinn meines Gegenübers verlieh dem Mann die Ausstrahlung eines Löwen – eines Löwen, der seine Beute genaustens beobachtete. Sein Blick durchbohrte mich, füllte mich von innen aus und blätterte in mir wie in einem Buch, das er schon Hunderte Male gelesen hatte – desinteressiert, aber nicht unaufmerksam.

Ich straffte die Schultern. »H-hi. Ivy Santiago.« Die Intensität seines bloßen Blicks lockte ein seltsames Prickeln auf meine Wangen. Ein Prickeln, das ihn durch meinen ganzen Körper begleitete, als der Mann ihn langsam an mir herabsinken ließ. »Bin ich hier richtig bei Ny Iota Tau Epsilon?«, bekam ich den Namen ohne Zungenbrecher heraus.

»Sind wir«, bestätigte er ruhig. »Aber wir sind eine reine Bruderschaft.« Neckisch hob er eine Braue. »Also falls du

dich nicht zufällig als Mann identifizierst, bist du hier alles andere als *richtig*.«

Ich verengte die Augen, und wo meine Gedanken bis gerade eben noch wie wild durcheinandergeduckt waren, erhob sich in meinem Inneren plötzlich so etwas wie ein Plan. Ich durfte nicht mit der Tür ins Haus fallen. Sonst würde ich nur unnötigen Verdacht erwecken. Schließlich hatte ich keine Ahnung, was hier abging. »Ich will euch auch nicht betreten«, beharrte ich und deutete auf die Kamera um meinen Hals. »Zufällig arbeite ich für die Studierendenzzeitung.«

Das war nicht mal gelogen. Am Ende eines jeden Semesters sponserte ich meine gelungensten Campus-Fotos für die neue Ausgabe und verdiente mir ein kleines Taschengeld dazu.

Ich straffte die Schultern. »Uns ist aufgefallen, dass nur die wenigsten von uns über eure Verbindung Bescheid wissen.« Ich schenkte ihm ein Lächeln. »Und das würden wir gerne ändern.«

Ein verräterisches Funkeln legte sich in seine Augen. Er wirkte nicht benebelt oder auch nur angetrunken, was ziemlich unüblich für eine Fete dieser Lautstärke war. »Ist das so?«, fragte er abwartend und mit dem reinsten Pokerface.

Ich spürte, wie meine Handflächen feucht wurden, und widerstand dem Drang, sie an meiner Hose abzuwischen. »Ich hatte gehofft, ich könnte ein paar Minuten mit eurem Präsidenten bekommen.« Ich reckte das Kinn und konnte nicht anders, als scharf hinzuzufügen: »Aber ich glaube, da bin ich bei dir auch nicht richtig.« Mein Blick zuckte hinter ihn, doch der Anflug von Flur, der sich dahinter erstreckte, wich schon nach wenigen Schritten einer Pechschwärze, in der

man sich mit bloßen Augen unmöglich zurechtfinden könnte. Hatte der Kerl das Licht ausgeschaltet, ehe er die Tür geöffnet hatte, damit ich ja nichts von drinnen erkennen könnte?

Mein ungutes Gefühl wurde stärker – gemischt mit der festen Entschlossenheit, der Sache auf den Grund zu gehen, ehe Andrew sie am eigenen Leib zu spüren bekäme.

»Bist du nicht.« Beiläufig stieß sich der Mann vom Türrahmen ab und machte einen Schritt vorwärts. Ich verpasste den Moment, selbst einen rückwärts zu machen, und auf einmal stand er geradewegs vor mir, seine Brust nur ein kurzes Stück von meiner entfernt. Erst da fiel mir auf, dass die Kette um seinen Hals überhaupt keine Kette war, sondern eine Erkennungsmarke, wie man sie im Krieg oder als Modeschmuck trug.

Ohne den Blick von mir zu wenden, zog der Mann die Tür hinter sich ins Schloss und blendete den Techno zumindest ein kleines bisschen aus. »Es ist gerade sehr ungünstig, Ivy Santiago. Geschlossene Gesellschaft.«

Ich spürte, wie meine Knie weich wurden. Obwohl wir immer noch draußen unter freiem Himmel standen, fühlte es sich plötzlich so an, als hätte er uns in eine kleine Kammer eingesperrt, in der es nur uns beide gab und in der er mir so viel näher war als vorher. Auf einmal nahm ich einfach alles von ihm deutlicher wahr: Seinen Blick auf mir, seinen Atem, dessen letzte Ausläufer mein Gesicht kitzelten, die leichten Schatten unter seinen Augen ...

Ich versuchte, standhaft zu bleiben. Es war also gerade ungünstig? Klang irgendwie verdächtig. Hatten sie die Musik nur so laut aufgedreht, damit niemand die Schreie der Men-

schen hörte, deren Organe sie aus ihren Leibern schnitten ...?

Ich schlug mir die Horrorvorstellungen aus dem Kopf. Mein Gegenüber wirkte vielleicht etwas genervt, aber nicht wie ein Mörder, der gerade vom schönsten Teil einer Hinrichtung weggelockt worden war. »Du bist also nicht der Präsident, ...?«

Ich ließ meine Worte in der Luft hängen, doch obwohl es offensichtlich sein müsste, dass ich seinen Namen wissen wollte, hüllte sich mein Gegenüber in Schweigen. In ein überlegenes Schweigen, als wäre ich seiner bloßen Anwesenheit nicht würdig. Verdammte Bruderschaft.

Mein Blick fiel auf den Militärsanhänger um seinen Hals. Dabei handelte es sich bestimmt um eine Bruderschaftssache – würde mich zumindest nicht mehr überraschen. Wie von selbst hob sich meine Hand, und meine Finger schlossen sich um das kühle Metall. Als ich es anhob, um es genauer ansehen zu können, konnte ich kaum etwas lesen. Das Metallplättchen war so alt und rostig und die Gravur so verblichen, dass es aus einem der Weltkriege stammen könnte. Es war bis zum Rand mit Buchstaben vollgequetscht worden. *Katholisch*, konnte ich in der letzten Zeile lesen, und darüber: *A POS*.

Meine Miene glättete sich. Natürlich. Auf solchen Erkennungsmarken wurde unter anderem die Blutgruppe des dazugehörigen Soldaten angegeben, um ihm im Falle eines Falles eine schnellere medizinische Versorgung zu ermöglichen. Wow, ich hätte nie gedacht, dass die Sache mit den Blutproben noch einen Sinn ergeben würde. Das musste irgendeine Art Bruderschaftskennzeichen sein.

Mein Blick glitt aufwärts, und ich fand, wonach ich eigentlich gesucht hatte. »William Schwartz«, las ich vor und ließ

seinen Namen auf meiner Zunge zergehen. »Deutsche Wurzeln?«

Als ich aufsah, kam mir sein Gesicht umso näher vor. Mein Atem bildete kaum merkliche Rauchwölkchen wie Nebelschleier zwischen uns, und doch drang seine bloße Präsenz mühelos zu mir durch. Obwohl er mich nicht berührte, konnte ich ihn nur zu deutlich spüren.

»Liam«, korrigierte er mich ruhig. »Und nein.« Er hob eine Hand und machte Anstalten, den Anhänger zwischen meinen Fingern hervorzuziehen. Dabei kam er eher zufällig in Kontakt mit ihnen – und jagte einen kalten Schub durch meine Haut.

Ich gab einen erschrockenen Laut von mir. Liam war geradezu eisig!

»Sorry«, sagte er trocken und ließ den Anhänger unter sein Oberteil gleiten. »Die Heizung ist ausgefallen.«

Ich erschauerte beinahe. Kaum zu glauben, dass sie dort drinnen bei so kalten Temperaturen eine Party feierten. Vielleicht war Tanzen der einzige Weg, wie sie sich hier warmhalten konnten. Und *denen* sollte Andrew beitreten?

Die Hände in den Hosentaschen machte Liam einen halben Schritt zurück und gewährte mir endlich den körperlichen Abstand, der bei Fremden angemessen war. »Sonst noch was?«

Blinzelnd kehrte ich ins Hier und Jetzt zurück. So einfach würde ich mich nicht abspeisen lassen. »Also gut, wenn euer Präsident keine Zeit hat, musst du eben herhalten: Ich habe gehört, ihr verlangt Blutproben von euren Kandidaten. Warum?«

Ein Zucken ging durch Liams Braue. »Ist das eine Frage für deine Zeitung«, erwiderte er locker, »oder für deinen Bruder?«

Ein Donner schlug in mich ein, und ich riss die Augen auf.
»Was?«

»Ivy Santiago«, unterbrach mich Liam gekonnt. »Du bist doch Andrews Schwester, oder nicht?«

Meine Lippen teilten sich, um zu widersprechen, aber weil ich wusste, dass ich eine verdammt schlechte Lügnerin war, brachte ich es nicht über mich. Eine Eiseskälte machte sich in mir breit, als mir klar wurde, dass mich Liam ertappt hatte. Und das vielleicht schon von Anfang an.

Mit einem Mal lösten sich all meine Barrikaden, und mein kugelsicherer Stahlpanzer ging mit einem Scheppern zu Boden. Somit hatte ich wohl nichts mehr zu verlieren.

»Also gut.« Ich verschränkte die Arme. »Dann sprechen wir jetzt Klartext: Was zur Hölle wollt ihr von ihm?«

»Ihn rekrutieren«, antwortete Liam wie aus der Pistole geschossen. »Was denn son-«

»Mach dich nicht lächerlich!«, zischte ich und beobachtete mit Genugtuung, wie sein Mund zuklappte. Dieser abgehobene Kerl mit der abgehobenen Bruderschaft in seinem Rücken konnte mir nichts vorlügen. Inzwischen war ich mir absolut sicher, zu wissen, wie der Hase lief. »Machen wir uns nichts vor. Leute wie ihr würden niemals Menschen wie ihn in eurem Club haben wollen.«

Belustigt wandte Liam den Blick ab – aber allein die Tatsache, dass er meinem nicht mehr standhalten konnte, sprach für sich. »So viel hältst du also von deinem eigenen Bruder?«

Ich ließ mir nichts von ihm einreden. »Ich kenne Leute wie euch«, knurrte ich. »Die High-Society-Söhne, die so verdammt abgestumpft durch diese Welt laufen, dass ihnen nur noch einer abgeht, wenn sie dafür eine andere Seele quälen

können. Deshalb habt ihr ihn rausgepickt, oder etwa nicht?« Am Rande meines Bewusstseins bemerkte ich, dass ich mich immer mehr auf die Zehenspitzen stellte – was nicht annähernd etwas daran änderte, dass Liam viel größer war als ich. »Weil ein Freshman ohne Eltern ein leichtes Ziel ist, nicht wahr? Eines, das sich nicht zur Wehr setzen würde. Das euch keine Probleme bereiten würde.«

Mir war, als würde Liams Miene ausdruckslos werden – als würde ich ins Schwarze treffen.

»Aber da habt ihr euch geschnitten.« Ich presste die Kiefer aufeinander. »Wer von euch eine falsche Bewegung in Andrews Nähe macht – oder auch nur einen falschen Piep von sich gibt –, bekommt es mit mir zu tun. Und ich kann euch versprechen: Mich will niemand zum Feind haben.«

Ein paar Sekunden lang blickte Liam einfach nur auf mich herab – dann kam ihm ein trockenes Lachen über die Lippen.

Erschrocken verkrampfte ich mich. Mein Mund öffnete sich, aber ich bekam nur ein empörtes Starren zustande. Machte sich der Kerl etwa über mich lustig?

»Okay«, sagte Liam locker. »Er ist raus.«

Mein Herz sprang entsetzt gegen meine Rippen. »Wie bitte?«

»Er ist raus.« Er machte einen weiteren halben Schritt rückwärts, als wollte er zurück nach drinnen gehen. »Wars das?«

Völlig ratlos stand ich da. »Was soll das heißen, er ist raus?«, fragte ich, während ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Das klang nicht wie jemand, der sich einen üblen

Streich mit einem Erstsemester hatte erlauben wollen. So jemand hätte unmöglich so schnell klein beigegeben.

Liam stieß einen lautlosen Seufzer aus. »Wir hatten ehrliches Interesse an ihm, weißt du?«, raunte er und schüttelte bekümmert den Kopf. »Jedes Jahr machen wir uns auf die Suche nach ein, zwei Kandidaten, die zu uns passen. Die wir weiterbringen können.« Er zuckte die Achseln. »Als Bruderschaft haben wir ein großes Netzwerk. Kontakte, die einem durch jede Lebenslage helfen können. Andrew hätte sehr von uns profitieren können. Aber ...« Er gab ein beinahe schmerzerfülltes Zischen von sich. »Wenn man ihn nur im Doppelpack mit einer Schwester bekommt, die viel zu viele Fragen stellt« – sein angedeutetes Lächeln erstarb – »passen wir.«

Ich verlor die Kontrolle über meine Gesichtszüge und das Gefühl für den Boden zu meinen Füßen. Kontakte? Ein Netzwerk? Hilfe? Das klang nicht wie das, was ich erwartet hatte. Sondern wie das absolute Gegenteil. Es klang zu schön, um wahr zu sein.

Ich schnaubte ungläubig. »Ihr wolltet ihn nicht wirklich rekrutieren.« Ich stockte. »Oder?«

Liams rechter Mundwinkel hob sich geradezu triumphierend. »Wer weiß?« Damit drehte er sich einfach um und ergriff den Türklopfer.

Mir rutschte das Herz in die Hose, als mir jäh klar wurde, was passiert war. Hatte ich, die überbesorgte große Schwester, meinem Bruder gerade die ultimative Chance auf den sozialen Aufstieg genommen? Indem ich bei seiner zukünftigen Bruderschaft aufgetaucht war und einfach alles vermasselt hatte?

Erschrocken riss ich einen Arm vor und hielt Liam davon ab, anzuklopfen. »W-warte!«

Widerstrebend wandte er sich zu mir um. »Was?«, fragte er abschätzig. »Noch irgendwelche Brüder, von denen wir wissen sollten?«

Ich presste die Zähne aufeinander. Das hier lief in eine ganz falsche Richtung. Ich hatte einfach nur herausfinden wollen, was es mit NITE auf sich hatte. Aber wenn ich jetzt dafür sorgte, dass Andrew seine Chance verlor ...

Er wäre so enttäuscht von mir. Und das war das Letzte, was ich wollte.

Mein Griff um seinen Arm versteifte sich etwas. Ich konnte die Kälte seines Körpers sogar durch den Stoff seines Pullovers hindurch spüren. Fror er denn nicht? »Du bist nicht der Präsident«, wiederholte ich. »Du hast überhaupt nicht das Recht, zu entscheiden, wer raus ist und wer nicht.«

Liam schenkte mir ein schiefes Lächeln. »Zufällig gibt der Präsident sehr viel auf meine Meinung.« Seine Mundwinkel sackten herab. »Du solltest jetzt lieber verschwinden, bevor jemand von drinnen dich sieht.« Langsam hob er den anderen Arm und ergriff mein Handgelenk. Sogar durch den Stoff meiner Jacke konnte ich seine Kälte spüren. »Ich bin noch nett. Aber für die anderen ...« Ungeniert glitt sein Blick meinen Körper herab. »... wärs du ein gefundenes Fressen.«

Ein Schauer rann mir über den Rücken, und ich hoffte, dass man mir das nicht ansah. »Ist das eine Drohung?«, fragte ich lauernd.

»Keine Drohung«, antwortete Liam und drückte meine Hand herunter. Er verengte die Augen – eine kaum merkbare Regung, die die Schatten in seiner Miene noch finsterer,

geradezu dämonisch werden ließ. »Eine Warnung. Wenn du weißt, was gut für dich ist, hörst du auf, dich in die Angelegenheiten anderer einzumischen.«

Die Haare an meinen Armen stellten sich auf. Was sollte das denn schon wieder bedeuten?

Dass Liam drauf und dran war, mich stehenzulassen, bemerkte ich erst, als er sich bereits umgewandt hatte – und eine Türklingel betätigte, die ich völlig übersehen hatte. Und ich Idiotin hätte beinahe den Türklopfer benutzt.

Beim überraschend schrillen Geräusch zuckte ich zusammen, doch anstatt den Mund aufzumachen und ihn noch mal zurückzuhalten, machte mein Körper etwas ganz anderes: Als wäre es mein natürlichster Urinstinkt, ließ ich meinen Finger zum Auslöser meiner Kamera wandern und drückte einmal darauf, um diesen Augenblick für immer einzufangen. Sie war zum Glück modern genug, um dabei kein Geräusch zu verursachen, und ich zog die Hand in dem Moment weg, als die Tür von innen geöffnet wurde und Liam einen letzten Blick über seine Schulter warf.

»Komm nicht wieder«, erinnerte er mich. Sekunden später schloss er die Tür zwischen uns.



Auf dem Weg nach Hause war ich mehr als unruhig. So unruhig, dass es mich überraschte, dass ich aus diesem verdammten Wald herausfand, ohne mein Auto gegen einen Baum zu lenken. Als ich in unserer Wohnung ankam, kochte Andrew Spaghetti – ich hatte nicht gewusst, dass er das überhaupt konnte.

Konnte er auch nicht, wie sich herausstellte. Die Pasta-Rettungsaktion beanspruchte mich so sehr, dass ich meine Begegnung mit Liam zumindest kurzzeitig vergessen konnte. So lange, bis ich Andrew gegenüber am Küchentisch saß und lustlos in meinem Essen stocherte. Das hatte er öfter getan, seit er hier wohnte, und allmählich glaubte ich, zu verstehen, warum.

Wir waren so lange getrennt gewesen, und Andrew war von einer Pflegefamilie zur nächsten geschickt worden. Er musste sich einsam gefühlt haben. Sobald das Abendessen endete, würde sich jeder von uns in sein Zimmer zurückziehen, und die Zeit der Geselligkeit wäre vorbei. Vielleicht wollte er das hier deshalb in die Länge ziehen. Damit die Einsamkeit nicht einkehrte.

Unser Apartment war ziemlich beengt – das war der Grund, weshalb wir es uns leisten konnten. Unsere Zimmer maßen jeweils acht Quadratmeter, die Küche nur ein kleines bisschen mehr. Noch dazu war sie geradezu spartanisch eingerichtet, mit einem uralten Mini-Fernseher in einer Ecke, den ich so gut wie nie anschaltete. Und obwohl es sich alles andere als heimelig anfühlte, beschloss ich, in Zukunft mehr Zeit hier zu verbringen. Um Andrew zu zeigen, dass ich immer da war, wenn er Gesellschaft brauchte.

»Und?«, fragte ich irgendwann. »Wie war dein restlicher Tag?«

»Ganz gut.« Andrews Blick driftete weg. »Normal, schätze ich. Aber ich kann nicht aufhören, an diese Studentenverbindung zu denken.«

Eine Spitze bohrte sich in meine Brust. »Oh«, presste ich hervor. Wie auf Befehl stieg mein Puls in die Höhe. »Ja, das ... muss echt aufregend gewesen sein.«

»Und wie. Ich bin gespannt, wie es weitergeht. Ich weiß zumindest jetzt, wo ich mir eine einwandfreie Blutprobe abzapfen lassen kann.«

Sofort verkrampfte sich alles in mir. »Was?«, entwich es mir staubtrocken. »Bei irgendwelchen Drogensüchtigen?«

Andrews Augenlid zuckte. »Bei der Uni-Ärztin. Genauer gesagt bei ihren studentischen Hilfskräften.« Locker lehnte er sich zurück. »Für ein paar Dollar erfüllen die gern mal ungewöhnliche Extrawünsche.«

Ich kniff die Augen zusammen und hoffte, mein Bruder käme nicht auf den Geschmack, sich noch andere ungewöhnliche Extrawünsche erfüllen zu lassen. Ich räusperte mich. »Und ... das willst du wirklich durchziehen?«

Mein Bruder zuckte die Achseln. »Mal sehen. Ich lass es einfach auf mich zukommen.«

Meine Brust fühlte sich ganz eng an, und eine unangenehme Hitze stieg mir in den Kopf. Ich starrte in meine inzwischen matschig gewordene Pasta. Vielleicht sollte ich es ihm sagen. Es ihm erklären –

Was, Ivy?, zischte eine Stimme in meinem Hinterkopf, die wie unsere Mutter damals klang. Dass du ihm die Entscheidung längst abgenommen hast?

»Hey, Ivy?«, hob Andrew plötzlich zaghaft an. »Ist das ... wirklich okay, wenn ich da mitmache?«

Sofort rang ich mir ein Lächeln ab, ehe ich seine Worte auch nur verarbeitet hatte – bis mir auffiel, dass das nicht die Signale waren, die ich senden wollte. »Ach, weißt du ...« Ich holte Luft. »Mach es, wie du gesagt hast«, entschied ich mich dann für eine Weisheit, mit der ich mich nicht verdächtig oder angreifbar machte. »Lass dich einfach überraschen.«

Ich wünschte nur, ich könnte dieses Motto selbst befolgen. Auf unser restliches Gespräch konnte ich mich kaum konzentrieren – genauso wenig wie auf irgendetwas anderes.

Als ich später im Bett lag, bekam ich kein Auge zu, sondern blickte an die weiße Decke, die vom Licht der Straßenlaterne draußen beleuchtet wurde, und zeichnete Liams Gesicht mit dem Blick nach. Ich wusste nicht mehr, was ich mir wünschen sollte: Dass Andrew bei NITE aufgenommen wurde, damit ich meine Nacht-und-Nebel-Aktion vorhin nicht bereuen müsste. Oder dass sie ihn ablehnten und er kein Teil von etwas wurde, das genauso gut eine zwielichtige Sekte sein könnte.

Doch dann schweiften meine Gedanken zurück zu Liam. Er war verschlossen und abweisend gewesen, ja, aber gefährlich?

Bruderschaften waren schräg, allerdings gehörte das doch irgendwie dazu! Außerdem hatte ich mich quasi am Ende der Welt befunden. Hätte Liam mir etwas antun wollen, wäre niemand zur Stelle gewesen, um ihn daran zu hindern. Wahrscheinlich gab es rein gar nichts zu befürchten. Dann wäre es wirklich ein Fehler gewesen, die McCane Manor aufzusuchen und Andrew seiner Chance zu berauben.

Die Begegnung mit Liam nagte die halbe Nacht an mir. So lange, bis ich den Kopf drehte und mein Blick auf meine Kamera fiel, die auf meiner Kommode ruhte. Einer plötzlichen Eingebung nach ergriff ich sie und schaltete sie ein. Vielleicht würde mir der Anblick von Liams starkem, ausgeprägtem Rücken auf irrsinnige Weise dabei helfen, mit ihm und NITE ins Reine zu kommen.

Als ich die Galerie öffnete, wurde mir das letzte Foto zuerst angezeigt – das, welches ich geschossen hatte, kurz be-

vor Liam nach drinnen verschwunden war. Doch als es auf dem Bildschirm aufflammerte, stutzte ich.

Auf dem Foto war definitiv die Eichenholztür zu erkennen. Sie war gerade so weit geöffnet, dass ein erwachsener Mann hätte hindurchschlüpfen können. Doch während das Gebäudeinnere hinter der Tür in Schwärze lag, war auch vor ihr nichts und niemand zu sehen.